

# Autorität und Kritik

## Zur Geschichte der Auseinandersetzung mit der Antike

Arbeitsgespräch der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel  
vom 7. bis 10. Oktober 2001

Vom 7. bis 10. Oktober 2001 fand in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel ein Arbeitsgespräch statt zum Thema „Autorität und Kritik: Zur Geschichte der Auseinandersetzung mit der Antike“, unter der Leitung von **Prof. Dr. Susanne Hafner** vom Department of Germanic Studies, University of Texas at Austin, und **Dr. Josef Lössl** vom Department of Theology and Religious Studies, King's College London, z. Zt. Junior Fellow an der Katholieke Universiteit Leuven, Faculteit Godgeleerdheid.

Elf Referenten und Referentinnen aus sieben Nationen und sechs Fachbereichen präsentierten und diskutierten Beispiele aus Literatur, Kunst, Philosophie, Religion, Naturwissenschaft und Technik, von der Spätantike bis zur frühen Neuzeit, die illustrieren sollten, wie eine kritische (und wohlinformierte) Auseinandersetzung mit der Antike innovative Zugänge zur jeweiligen Zeitsituation eröffnete und so zum kreativen Umgang mit gegenwärtigen Herausforderungen beitrug. (Die folgenden Zusammenfassungen reflektieren sowohl die Inhalte der Vorträge als auch die der anschließenden Diskussionen.)

Das Gespräch wurde von **Jörg Robert** (München) mit einem Vortrag über „Norm, Autorität, Kritik. Zur Rolle der *imitatio* in der Frühen Neuzeit“ eröffnet. Roberts Untersuchung widmet sich einer der zentralen Denkfiguren in Poetik wie Kultur der Frühen Neuzeit, dem Konzept der Nachahmung antiker Autoren bzw. Autoritäten (*imitatio veterum*). Konzentriert zumeist auf die Frage nach der Autorität Ciceros ('Ciceronianismus') rückt die *imitatio* um und nach 1500 beherrschend in den Mittelpunkt immer neuer literarkritischer Debatten, die 1528 in Erasmus' *Ciceronianus* gipfeln. Am Beispiel der brieflichen Kontroverse *De imitatione* zwischen Giovanfrancesco Pico della Mirandola (1470-1533) und Pietro Bembo (1470-1547) aus den Jahren 1512/13 läßt sich indes zeigen, daß die Nachahmungsdiskussion nicht allein einen neuerlichen Austausch bekannter Argumente für eine technisch-rhetorische Einzelfrage herbeiführt, sondern auch und vor allem verschiedene Grundprobleme der Renaissance-Episteme implizit mitverhandelt. Die Frage nach einer verbindlichen Autorität für die eigene Produktion, welche Bembo in Ciceros Schriften, Pico dagegen in einer individuellen Stil-Idee im Intellekt des Schreibenden erkennt, wird nur vor dem epistemologischen Hintergrund von Picos skeptischem Hauptwerk 'Examen vanitatis doctrinae gentium' (vollendet ca. 1514, erschienen 1520) verständlich. Abgewertet wird nämlich in beiden Schriften nicht nur die Autorität einer ‚paganen Lehre‘, sondern auch die Fundierung des Urteils in der sinnlichen Evidenz, wie sie Bembos krypto-sensualistische Nachahmungstheorie letztlich impliziert. Entscheidend ist dabei jedoch, daß in 'De imitatione' wie im 'Examen vanitatis' die Destruktion bzw. Entuniversalisierung von Norm und Autorität von dem Bestreben aufgefangen wird, täuschungsfreie Urteile nunmehr aus intuitiver, durch eine Art Anamnese bzw. 'Illumination' gewonnener Glaubensgewißheit zu beziehen. Die als fragil erwiesene Autorität Ciceros wird so durch eine christliche Autorität ersetzt und aufgefangen.

Das Referat von **Dr. Joachim Hamm** (Kiel) führte vor Augen, daß Erasmus von Rotterdam auch in denjenigen Leserkreisen des 16. Jahrhunderts als Autorität in Sachen Krieg und Frieden galt, die aufgrund unzureichender Lateinkenntnisse auf volkssprachige Übertragungen angewiesen waren oder diese als Ergänzung des lateinischen Originals bzw. als Lektürehilfe zu schätzen wußten. Aufgezeigt wurde dies an vier Übersetzungen, die zu Lebzeiten des Rotterdammers erschienen: an Ulrich Varnbülers deutscher Version des 'Dulce bellum inexpertis' von 1519, an Georg Spalatins und Leo Juds Übertragungen der 'Querela pacis' von 1521 sowie an einem volkssprachigen Auszug aus der 'Consulatio de bello Turcico' von 1531. Die unterschiedlichen Methoden der betrachteten Übertragungen – Spalatins wörtlich-vermittelnde, Varnbülers philologisch-erläuternde, Juds reformatorisch-kommentierende und die historisch-exzerpierende des Anonymus – sind, so Hamm, zum einen mit Blick auf den jeweiligen Entstehungs- und Wirkungskontext zu

beurteilen, verweisen also auf die spezifischen Interessen der Übersetzer und ihrer Adressaten. Zum anderen wird an ihnen deutlich, wie stark die volkssprachige Verbreitung der Friedensschriften durch die Autorität ihres Verfassers befördert wurde: Es ist bezeichnend, daß drei der betrachteten Übertragungen in den Jahren zwischen 1519 und 1521 entstanden, in einer Zeit also, als Erasmus in Deutschland auf dem Höhepunkt seines Ansehens als Humanist und Reformtheologe stand und in der auch die Mehrzahl seiner biblizistisch-reformerischen Schriften in die Volkssprache übertragen wurde. Sicherlich ist, so der Referent, hierin auch das Bemühen um eine mehr oder weniger wörtliche, zumindest sinngetreue Vermittlung der erasmischen Inhalte begründet. Doch zugleich wird erkennbar, daß die Übersetzer sich der Historizität ihrer lateinischen Vorlage bewußt waren und sich die Freiheit nahmen, deren als überholt oder als nicht mehr opportun erachteten Elemente außen vor zu lassen. Die Autorität des Friedensmähners Erasmus in volkssprachigen Kreisen des 16. Jahrhunderts gründet mithin nicht nur auf der Originalität seiner irenischen Gedanken und deren literarischer Gestaltung. Sie wurde durch das Ansehen des Reformtheologen und Humanisten entscheidend befördert, und ihre Verbreitung in volkssprachigen Kreisen verdankte sich nicht zuletzt den konfessionellen und politischen Interessen ihrer Übersetzer.

Daß aber schon Erasmus selbst das antike und frühchristliche Erbe nicht kritiklos übernahm, zeigte **Dr. Ueli Dill** (Basel) in seinem Vortrag „Autorisierte Kritik. Erasmus in den Fußstapfen des Hieronymus.“ Gegen die Tendenz der Heiligenverehrung seiner Zeit betonte Erasmus, daß sich seine Hieronymusverehrung vor allem in einer kritischen Erforschung der *Vita* des Heiligen ausdrücke. Es gehe ihm um den Menschen Hieronymus, mit all seinen Fehlern und Schwächen. Dabei hatte Erasmus einen ungeheuren Respekt vor dem Gelehrten, und vor allem dem Bibelgelehrten Hieronymus, dem *vir trilinguis*, dem er in dieser Hinsicht nicht das Wasser reichen konnte. Dennoch erlaubte er es sich, selbst Hieronymus, und selbst im Bereich biblischer Textkritik zu kritisieren, wenn er sich dazu veranlaßt sah, wie Dr. Dill an einem Beispiel erläuterte. Dabei ging Erasmus im Ton behutsam, in der Sache jedoch unerbittlich vor. Dafür geriet er nunmehr aber selbst ins Kreuzfeuer der Kritik, von reformatorischer Seite wegen seiner menschlichen Sympathie für den Kirchenvater, von katholischer Seite wegen seiner sachlichen Kritik, die als Angriff auf die kirchliche Autorität, ja auf den Bibeltext selbst gedeutet wurde.

In die Zeit des Hieronymus und weiter zurück führte das Referat von **Dr. Josef Lössl** mit dem Titel „Adaption, Kritik und Transformation: Frühchristliche Schriftsteller als Vermittler antiker Naturwissenschaften.“ Ausgehend vom antiken Verständnis von Naturwissenschaften zeigte Dr. Lössl, wie frühchristliche Autoren zunächst ganz von diesem abhingen und sich nur allmählich so etwas wie ein christianisiertes Naturdenken bildete. Anders etwa als Isidor von Sevilla dachte Tertullian bei der Entdeckung mariner Fossilien in Hochgebirgsregionen nicht an die Sintflut, sondern an Platons Gravitationstheorie. Diese in Frage stellte Laktanz in seiner Polemik gegen die Antipodenlehre. Aus demselben Grund lehnte Augustinus es ab, die Antipodenlehre zu verwerfen; denn damit hätte er implizit Epikurs materialistischer Kosmologie Vorschub geleistet (wie Tertullian dies ohne Bedenken getan hatte). Theodor von Mopsuestia und Julian von Aeclanum entwickeln in ihren Psalmenkommentaren eine auf Naturkausalität rekurrierende Erdbebenstheorie. Naturkausale Erklärungen in Anlehnung an antike Autoritäten wie auch in Absetzung von ihnen sind bei frühchristlichen Autoren also durchaus anzutreffen. Auch ihre (häufige) Verwerfung als häretisch erfolgte manchmal unter Berufung auf antike Vorbilder, meist jedoch im Rahmen einer Kritik an der paganen Antike. Im Zuge dieser Dynamik von Adaption und Kritik erfolgte eine Transformation antiken Naturdenkens.

**María Sanz Julian** (Zaragoza) sprach über „Homer im Mittelalter“, wobei sie sich auf spätmittelalterliche Bearbeitungen des Homerstoffs auf der iberischen Halbinsel konzentrierte, z. B. die *Estories Troyanes* des Jaime Conesa, die *Cronica Troyana* des Juan Fernández de Heredia und die *Historias Troyanas* des Pedro de Chinchilla. All diesen Adaptionen gemeinsam, so Sanz Julian, ist ihre Abhängigkeit von der *Ilias Latina*, einer lateinischen Epitome des griechischen Originals, und infolgedessen ihre Losgelöstheit von der griechischen Überlieferung und ihres literarischen Charakters. In den Mittelpunkt rückte nun ein „historisches“ Interesse am trojanischen Krieg, die Suche nach „historischen“ Quellen, wenn möglich solcherart daß man sie in Beziehung zur Zeitgeschichte setzen konnte. Die mythologischen Elemente in der *Ilias* wurden „naturalisiert“. Götter etwa wurden als Menschen gedeutet, denen metaphorisch göttliche Attribute zugeordnet worden waren. Die Eigenarten dieser neu entstehenden Tradition lassen sich z. T. aus der Entwicklung der Zeiten und der Mischung mit der neu geborenen "Amour courtois" erklären.

„Angreifbarer Körper, angreifbares Wissen – das Martyrium der ‚heidnischen Philosophie‘ in der *Bible mo-*

*alisée* ÖNB Wien, Codex 2554.“ So lautete der Titel des Referats von **Dr. Silke Tammen** (Hamburg) über die älteste erhaltene *Bible moralisée*, eine typologische Bild-Text-Erzählung, entstanden im Paris des ersten Viertels des 13. Jahrhunderts. Dr. Tammen wählte als Beispiel die Erzählung vom Leviten und seiner Frau, die in Gibeah als Fremde von einem barmherzigen Gastgeber aufgenommen, dann aber von Bewohnern der Siedlung angegriffen wurden (Richter 19,12-30). Diese Begebenheit wird ausführlich geschildert und in besonderer Weise ausgelegt: die Vergewaltigung der Frau des Leviten wird zur Schändung der personifizierten heidnischen Philosophie durch Häretiker gedeutet; die Zerstückelung der Leiche der Frau durch ihren Mann und die Aussendung der Stücke als Rachebotschaften an die Stämme Israels zur Verwandlung der Philosophie in Bücher, die zum Kampf gegen die Häresie eingesetzt werden. Mittels des Bildes der Verfügbarkeit und Gefährdetheit des weiblichen Körpers, also seiner Be-Greifbarkeit, aber auch seiner An-Greifbarkeit, wird hier ein zentrales Thema der *Bible moralisée* dramatisiert, nämlich die Kontrolle über theologische und philosophische Schriften und die Auseinandersetzung um ihre Übersetzung und Auslegung, auf dem Hintergrund etwa der Ketzerbewegungen der Zeit, der Entstehung der Universitäten und des Streits um die aristotelische Philosophie. Die Konzeptoren, so scheint es, wollen in ihrer Darstellung den Eindruck vermitteln, *Philosophia* sei schon in der ehrwürdigen Zeit der Kirchenväter in eine christliche Weisheit verwandelt worden und könne – evangeliengleich – in den richtigen Händen den Kampf gegen den Unglauben unterstützen. Von Nutzen aber wird sie erst durch ihr Martyrium und den Verlust ihres weiblichen Körpers, also nach Verchristlichung und Verschriftlichung.

Mit ihrem Beitrag "*Hieraus ist zu ersehen/ das des Aristotelis meynung/ von der Cometarum generatione/ sehr vacilliere oder wancke.*" Konkurrenz und Kritik von "altem" und "neuem" Wissen in der Kometenliteratur von 1618/19" stellt **Marion Gindhart M.A.** (Augsburg) einen zentralen Bereich ihrer in Arbeit befindlichen Dissertation vor: Anhand des diachronen Phänomens der Unglückskonnotation von Kometen demonstriert sie zunächst die Existenz einer ungebrochenen Traditionslinie, einer kulturgeschichtlichen Konstante innerhalb der Rezeption von Kometenerscheinungen, die auch den Wandel der physikalischen Kometenmodelle überstehen konnte. Dieser Wandel, verbunden mit der Frage nach Ablösungsvorgängen und Strategien im kritischen Umgang mit etablierten Autoritäten und „neuem“ Wissen, steht im Zentrum des weiteren Vortrages und wird in einem synchronen Schnitt für das Kometenjahr 1618/19 untersucht, in dem eine verschärfte Konkurrenz-Situation zwischen der traditionell aristotelischen naturphilosophischen Erklärung und dem "neuen", auf Parallaxenmessungen basierenden naturwissenschaftlichen Ansatz festzustellen ist. Die Referentin skizziert zunächst das aristotelische Welt- und Kometenmodell und klärt dann die Voraussetzungen für die Dominanz dieser Modelle in der Frühen Neuzeit und für ihre Angreifbarkeit und allmähliche Dekonstruktion seit dem späten 16. Jahrhundert. Anhand zahlreicher Quellentexte aus dem fachwissenschaftlichen, theologischen und literarisch-ästhetischen Kontext gibt sie einen Einblick, wie die Vertreter der „alten“ und „neuen“ Theorien die Konkurrenzmodelle wahrnehmen und auf sie reagieren, wie sie ihre jeweilige Position propagieren und gegenüber der Konkurrenz abgrenzen, wie diese Modelle in den verschiedenen Kontexten instrumentalisiert werden können, warum sich die Ablösung des aristotelischen Modells trotz empirischer Gegenbeweise als sehr schwierig und langwierig gestaltet.

Nachdem in den meisten Schriften, die die aristotelische Theorie vertreten, die Parallaxenmessungen der letzten Jahrzehnte, die den Nachweis für die Superlunarität der Kometen entgegen dem peripatetischen Modell erbringen, nicht nur nicht erwähnt, sondern in ihrer Existenz geleugnet werden, wird in der Diskussion die Frage aufgeworfen, inwieweit die Peripatetici überhaupt mit den neuen Methoden vertraut waren. Die Referentin verweist auf die breite Kenntnis der neuen Ansätze auch bei nicht-fachwissenschaftlich orientierten Autoren und postuliert diese auch bei den Vertretern des alten Modells, zu denen unter anderem Universitätsgelehrte zählen, die Professuren für Mathematik innehielten. Eine weitere Frage zielt auf den Rezipientenkreis der mündlich gehaltenen und gedruckten Kometenpredigten, in denen ohne Ausnahme das z.T. metaphorisierte aristotelische Modell (Bild des Sündendampfes) transportiert wird. Die Referentin gibt einen Überblick über diese Predigten, die an Sonn- und Feiertagen aber auch an behördlich angeordneten Bußtagen gehalten wurden, skizziert ausgehend von den verfügbaren Quellen das Auditorium und verweist auf Intentionen und Überarbeitungsstrategien der gedruckten Fassungen, die zum Teil auch auf eine Ausweitung des Publikums zielten.

Schließlich wird die Frage nach den Kontexten der frühneuzeitlichen Kometenliteratur und ihren Durchdringungen aufgeworfen. Die Referentin verweist anhand unterschiedlicher Beispiele (etwa Keplers „*De cometis*“ und Dieterichs „*Ulmische Cometen-Predigt*“) auf das symbiotische Nebeneinander der naturwissenschaftlichen und –philosophischen, theologischen, astrologischen, historischen und literarisch-ästhetischen Kontexte und auf das zeitgenössische Bewußtsein dieser Zugänge zur Kometenrezeption.

**Dr. Valeska von Rosen** (Düsseldorf) sprach zum Thema „Antike‘ Bilder in Dantes *Divina Commedia*“. Im 10. Gesang des Purgatorio von Dantes *Divina Commedia* treffen die Seelen, die ihren Hochmut büßen, auf drei *exempla* für demütiges Verhalten; sie sind dem Neuen Testament (Verkündigung an Maria), dem Alten Testament (Davids Tanz vor der Bundeslade) und der heidnischen Antike (Kaiser Trajan erhört eine Witwe und spricht Recht) entnommen. Im Unterschied zu den übrigen Gesängen, wo die Büßenden leibhaftigen Verkörperungen guten Verhaltens begegnen, greift Dante hier auf repräsentierte Beispiele zurück. Die genannten *storie* werden durch monumentale Marmorreliefs verbildlicht. Der Modus dieser Darstellungen, wie er durch die Beschreibungen erschlossen werden kann, sowie Dantes ekphrastische Technik selbst bildeten den Gegenstand des Referats von Dr. von Rosen. Beide sind nämlich offensichtlich an antiken Mustern entwickelt, wenn sich die Reliefs durch Illusionismus in der Darstellung und hierdurch bedingte synästhetische Effekte auszeichnen. Die durchaus problematische Vorstellung von Gottvater als dem Schöpfer antiker Bilder, so von Rosen, könnte daher rühren, daß Dante ein verbindendes Element erkannte zwischen der Wirkungsästhetik der antiken Künste, wie sie das 35. Buch von Plinius' *Naturalis historiae* vermittelte, und dem Bußplan des Purgatorio, in dem die Einwirkung auf die reuigen Sünder wesentlich über die Involvierung der verschiedenen Sinne geschieht. In der Diskussion wurde u. a. die Frage erörtert, an welchen antiken Ekphrasen Dante sich orientiert haben könnte, wenn ihm die die Gattung generierenden Beispiele aufgrund mangelnder Griechischkenntnisse nicht bekannt waren.

Der Vortrag von **Christine Putzo** (Hamburg) – er trug den Titel „Aristotelischer *mythos* oder ‚verdunkelte Sagen‘? Zu Motivationsstruktur und Kohärenz mittelhochdeutscher Texte“ – befaßte sich mit einem in der mittelhochdeutschen Erzählliteratur allgegenwärtigen Phänomen, der narrativen Inkohärenz. Diese wird heute im Zuge einer reflektierten Hermeneutik und im Bewußtsein der „Alterität“ mittelalterlicher Texte zwar kaum mehr bewußt als Problem wahrgenommen. Sie hat aber bis vor relativ kurzer Zeit die Forschung intensiv beschäftigt. Erzählungen des volkssprachigen Mittelalters weisen Strukturen auf, die, wo nicht Widersprüche, so doch oftmals keine kausalen Handlungszusammenhänge enthalten. Diesem Eindruck „verdunkelter Sagen“ (Karl Lachmann) steht das aristotelische Handlungspostulat des *mythos* entgegen, der widerspruchsfreien, konsequenten Handlungsabfolge. Die Normativität dieses Postulats, so Putzo, erweist sich, wie auch an der Veränderung des Problembewußtseins in der Forschung deutlich wird, als historisch bedingt und somit relativ. Das Mittelalter kannte und rezipierte die Poetik des Aristoteles ohnehin kaum, aber auch sonst wird, wo auch immer das aristotelische Postulat nicht als Norm gilt, Inkohärenz weder direkt (durch Abklassifizierung als Fehler) noch indirekt (durch „Weginterpretieren“) als defizient wahrgenommen; sondern sie wird vielmehr (positiv) als Divergenz erkannt und als Ausgangspunkt für die Erschließung eines historischen Verständnisses von Narrativität und Textwahrnehmung gewählt. Anhand eines erzähltheoretisch-strukturellen Modells, das in Anlehnung an Theorien des Russischen Formalismus und Clemens Lugowskis „mythisches Analogon“ verschiedene Typen von Handlungsmotivation unterscheidet, nahm Putzo eine genauere Bestimmung von durch narrative Inkohärenz erzeugter Divergenz in mittelalterlicher Erzählliteratur vor. In der anschließenden Diskussion wurden Fragen zur Differenzierung nach Gattungen, insbesondere hinsichtlich des Status heldenepischer Texte erörtert, außerdem die Aspekte mündlicher Überlieferung von Literatur sowie einer möglicherweise sich wandelnden Textwahrnehmung, die über variante Fassungen und den Tradierungsprozeß ins 14. und 15. Jahrhundert hinein zu erschließen wäre.

Um die „Auseinandersetzung mit der Antike bei Antonio da Sangallo d. J. Zum Beispiel: Sein Projekt-Modell zum Neubau von Sankt Peter“ ging es **Bernd Kulawik** (Berlin) in seinem Referat. Antonio da Sangallos letztes und am weitesten ausgearbeitetes Projekt aus den Jahren 1538-1540 für die Fertigstellung des 1506 begonnenen Neubaus von St. Peter in Rom reflektiert die intensive, lebenslange Auseinandersetzung des Architekten mit der Antike auf mehrfache Weise: Während sich die Gestalt des Kuppeltambours, die sich von den Entwürfen seiner Vorgänger und Nachfolger durch die Doppelgeschossigkeit unterscheidet, auf Rekonstruktionsversuche für das Hadrians-Mausoleum – die spätere Engelsburg – als größtem antiken Grabmonument zurückführen lässt, zeigen auch die Übernahme und Abwandlung eines – zumeist als gotische Fialen missverstandenen – Motivs aus Sangallos Rekonstruktion des Porsenna-Grabes die Bestrebungen, die Grabkirche des Apostelfürsten als eine solche mittels Verweis auf antike Vorbilder auszuzeichnen. Daneben erweist sich Sangallos Umgang mit den Säulenordnungen als eine vorsichtige, kritisch reflektierende Korrektur sowohl der erhalten antiken Vorbilder als auch der Vorgaben Vitruvs.

Am Schluß des Colloquiums stand der Vortrag von **Dr. Graeme Dunphy** (Regensburg) über „Martin Opitz

und die mittelalterlichen Alexanderlegenden“. Martin Opitz – er gilt als „Vater der deutschen Dichtung“ – besorgte 1639 die *editio princeps* des Annolieds, einer frühmittelhochdeutschen geistlichen Dichtung. Seine Ausgabe stellt heute den einzigen Textzeugen für dieses Werk dar, alle Handschriften sind verschollen. Sie ist aber auch deshalb von Interesse, weil Opitz sie ausführlich kommentiert hat. In seinem Vortrag hob Dr. Dunphy vor allem auf Opitz' Kommentartechnik ab und illustrierte sie am Beispiel von Opitz' Anmerkungen zu den Alexanderlegenden. Als Werkzeug, so Dunphy, benutzte Opitz eine Fassung der *Epistola ad Aristotelem* und die Kosmographie des Aethicus, die er zunächst getrennt diskutierte und erst dann mit dem Annolied verglich. Es zeigte sich, daß Opitz einerseits alle Stoffe verwarf, die nicht mit den besten, d. h. historisch zuverlässigsten, antiken Quellen, vor allem Strabo, übereinstimmten, andererseits aber den Annolied-Dichter als Opfer einer Tradition verteidigte, die seiner Ansicht nach ihren Ursprung ebenfalls in der Antike hatte. Es lag ihm wohl daran, das Annolied als Beispiel ältester deutscher Dichtung nicht zu diskreditieren. Immerhin wollte er mit seiner Ausgabe einen Beitrag zur Reform der deutschen Dichtung in seiner eigenen (Barock-) Zeit leisten.

Josef Lössl